

Kap. 3: „Blattabol“ Flüchtlinge

Unser kleines Dorf Lauterbach liegt im Dachauer Hinterland, angeschmiegt an die wellige Hügellandschaft nördlich des flachen Dachauer Moooses, und war damals ein typisches Bauerndorf, gekrönt von einer Kirche mit Zwiebelturm. Vielen ähnlichen Dörfern der Umgebung gegenüber war es jedoch vornehmer, überragte doch ein herrschaftliches Schloss der Grafen von Hundt die sonst eher bescheidenen Wohnstätten der Dorfbewohner. Dieses Schloss sollte in der gerade beginnenden Nachkriegszeit als Tummel- und auch Schauplatz zu einem Zentrum des Dorflebens werden.

In den Vorkriegsjahren bewohnt von wenigen Bauern, einigen Güttern und Häuslern, war unser Dorf plötzlich dem Ansturm von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen ausgesetzt. Direkt nach dem Krieg hatte sich die Einwohnerschaft zeitweilig verdoppelt.

Was von manchen Dorfbewohnern als störende oder sogar als existenzvernichtende Bedrohung empfunden wurde, mussten doch Unterkünfte für diese uns fremden Menschen gefunden und dann oft auch zwangsweise zugeteilt werden, hatte für uns Kinder, zumindest für mich, eine willkommene Erweiterung und Bereicherung des Freundeskreises zur Folge.

Flüchtlinge und Heimatvertriebene waren auf den Ort in drei aufeinander folgenden, zeitlich aber streng getrennten Wellen hereingeschwappt.

Zuerst kamen die Oberschlesier, die bereits vor Kriegsende vor den heran nahenden Russen geflohen waren, dann die aus ihrer Heimat vertriebenen Sudetendeutschen und zuletzt die ausgesiedelten Donauschwaben, eine von uns meist als „Batschkanesen“ bezeichnete Volksgruppe, die aus Jugoslawien und anderen Balkanstaaten stammte.

Das Zusammentreffen unterschiedlicher Kulturen und sozialer Schichten hatte im Dorf eine Schicksalsgemeinschaft zusammengeführt, die bald in ein Gemeinwesen mit gegenseitigem Respekt und Vertrauen mündete, wie es fast nur nach großen gemeinsamen Katastrophen, wie dem soeben beendeten Zweiten Weltkrieg, entstehen kann.

Vor allem für uns Kinder, die soeben eingeschult wurden, bedeutete der gemeinsame Unterricht von Einheimischen und Zugezogenen eine gute Gelegenheit einander kennen und schätzen zu lernen.

Der heute so sehr strapazierte Begriff der Integration war damals noch nicht geprägt aber bereits erfolgreich gelebt worden.

Trotzdem waren mir die durchaus unterschiedlichen Verhaltens- und Denkweisen der einzelnen Volksgruppen aufgefallen.

Wie schon erwähnt, waren die ersten Flüchtlinge Oberschlesier, viele als Ingenieure, Lehrer und Künstler sehr gebildet, die vorwiegend bei Bauern-

und Gütlerfamilien untergekommen waren.

Da der Ort, abgesehen vom Schulgebäude, das Amerikaner aus unbekanntem Gründen mutwillig verwüstet hatten, sonst keinerlei Kriegsschäden aufgewiesen hatte und somit im Unterschied zu den zerbombten Städten nicht wiederaufgebaut werden musste, wozu man viele Hände gebraucht hätte und diese Volksgruppe nicht mit der Landwirtschaft vertraut war, hat sie sich ihrer Ausbildung und Neigung entsprechend technisch, künstlerisch, im Schulwesen und in der Gemeindeverwaltung nützlich gemacht.

So hatte ein Ingenieur in der Werkstatt unseres Nachbarn verschiedene für die Landwirtschaft dienliche Geräte und Vorrichtungen erdacht und realisiert.

Unter anderem hatte er auch technisches Spielzeug entwickelt, was natürlich in der Gunst der Kinder an erster Stelle stand.

Aus dünnen Holzbrettern und Lederresten hatte er einen Dackel hergestellt, der, montiert auf Rädern, seine einzelnen Körperteile bewegen und seinen Schwanz dackelgerecht wackeln lassen konnte. Das Spielzeug wurde patentiert und hatte dem Ingenieur, der bald unser Dorf verlassen hatte um bei Mercedes in Stuttgart und an der dortigen Universität als Professor zu arbeiten, später immer noch Einkünfte beschert.

Von den vier schlesischen Kindern, die bei uns zu Hause Unterschlupf gefunden hatte, habe ich bereits erzählt, deren Ältester die geniale Idee gehabt hatte, dem selbst gebastelten Jagdaufklärer amerikanische Hoheitszeichen zu verpassen und so das spendierfreudige Wohlwollen eines amerikanischen Soldaten gefunden hatte.

Eine andere Familie aus dem Umkreis der Schlesier war mit ihren sieben Kindern im Rittersaal des Schlosses untergebracht worden, da in den kleinen Privathäusern des Dorfes nicht genug Platz für sie war. Sie waren zunächst die einzigen Einwohner des Schlosses, das später dann mit den folgenden Flüchtlingswellen rasch überfüllt war. Die Familie war künstlerisch sehr begabt, einige schon größere Kinder waren Maler, Bildhauer und auch Musiker, andere führten kunsthandwerkliche Berufe aus und so schmückten sie ihr neues Heim mit einfach zu erhaltenden Materialien in höchst kreativer Weise aus, sodass sie alsbald bei der einheimischen Bevölkerung nur mehr als die „Familie Pracht“ bezeichnet wurden.

Mein Bruder und ich waren mit den zwei jüngsten Buben der Familie eng befreundet und öfter bei ihren Eltern eingeladen und ich schätzte das künstlerische Ambiente dort sehr und hatte mir selbst einige wertvolle Anregungen zum Basteln geholt. Besonders beeindruckte mich einmal zur Weihnachtszeit ein riesiger Christbaum im Rittersaal, der im Unterschied zu unserem kleinen, mit bunten Kugeln und Lametta behangenem, mit selbst gebastelten wunderschönen Strohsternen geschmückt war.

Einer der älteren Söhne der Familie war Kunstmaler und wurde von der Gemeinde damit beauftragt, die verblassten und zum Teil beschädigten Wandtafeln in den Kreuzwegstationen zu renovieren, die an einer Eichenallee standen, die vom Bauernhof meines Onkels, vorbei am bald wieder

hergestellten Schulhaus zur Kirche führte. Die Bevölkerung konnte schon bald die wieder in herrlichen Farben strahlenden Tafeln bewundern.

Die Kinder der Familie „Pracht“, die noch schulpflichtig waren, gingen zum Teil bei uns in Lauterbach zur Volksschule oder bereits aufs Gymnasium nach Pasing, wohin sie mit einem Arbeiterbus gebracht wurden, der jeden Morgen um sechs Uhr auf der nahen Autobahn nach München fuhr und auf dem Randstreifen halten durfte. Sie waren damals die einzigen Kinder der Gemeinde, die aufs Gymnasium geschickt wurden.

Ich selbst war einerseits noch zu jung dazu und in meiner Familie war das auch noch kein Thema gewesen.

Die Familie „Pracht“ hatte nach einigen Jahren Lauterbach wieder verlassen und ich hatte nur noch einmal eine leider traurige Nachricht von ihnen erhalten, nachdem der jüngste Sohn der Familie bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen war.

Doch nun zu den anderen Volksgruppen, die als Heimatvertriebene in unser Dorf kamen.

Das waren zunächst die heimatvertriebenen Sudetendeutschen, viele der Männer als Handwerker, technische und kaufmännische Angestellte ausgebildet, die beruflich schnell wieder Fuß fassen konnten und entweder bei uns im Dorf oder im nahen Dachau oder auch in München Arbeit fanden. An einen Geometer aus dieser Volksgruppe kann ich mich gut erinnern, der mit meinem Großvater, der mit der Organisation der damals gerade beginnenden, allseits verhassten Flurbereinigung betraut war, zusammenarbeitete. Beide schätzten einander sehr und konnten auf gleicher Augenhöhe gemeinsam die widerstrebenden Landwirte besänftigen und diese Maßnahme nach vielen Monaten erfolgreich zu Ende führen. Einige der unverheirateten Männer vermählten sich mit einheimischen Kriegerwitwen und auch viele der heranwachsenden Mädchen haben Burschen aus unserem Dorf geheiratet. Die kleineren Kinder gingen in Lauterbach zur Schule und haben sich nahtlos in die Gemeinschaft eingefügt.

Die letzte Volksgruppe, die in einer großen Menschenmenge in unser Dorf kamen, waren die ausgewiesenen Donauschwaben. Sie hatten sich vor unserem Schloss versammelt und warteten auf die Zuteilung in Wohnungen. Einige Familien wurden in privaten Häusern der Gemeinde aufgenommen, die meisten jedoch erhielten Bleibe im Schloss und wurden von uns Kindern bald als „die Schlossgeister“ bezeichnet.

Eine Episode bei der Ankunft der Flüchtlinge ist mir zeitlebens in bedrückender Erinnerung geblieben.

Ein kleiner, dünner, kahl geschorener Bub von etwa fünf Jahren, gekleidet in Lumpen, stand abseits von der Gruppe und gehörte offensichtlich niemanden. Ängstlich starrte er gerade aus und zeigte sonst keine weitere Regung. Irgend jemand nannte ihn „Blattabot“ wegen seines kahl geschorenen Kopfes aber er reagierte nicht. Für mich war der Schrecken des Krieges bisher meist abstrakt geblieben, trotz der Bedrohung durch die nach München ziehenden Bomber und der Sorgen und Ängste, die wir

alle ausgestanden hatten. Aber jetzt habe ich in dem armseligen Häufchen menschlichen Elends, dieses traumatisierten Kindes, die fürchterliche Erkenntnis gewonnen, dass die unsinnigste und mörderischste Erfindung der Menschheit der Krieg ist. Ich habe diesen Buben später nicht mehr gesehen, nur in meinen Träumen, in vielen Albträumen.

Nun zu gnädigeren Erlebnissen mit der Volksgruppe der „Batschkanesen“. Diese Menschen waren in ihrer Heimat meist Bauern und landwirtschaftliche Arbeitskräfte und viele wollten damit auch gerne wieder beruflich zu tun haben. So haben manche in landwirtschaftliche Anwesen eingehiratet oder dort sich als Arbeiter verdingt, viele wurden auch Fabrikarbeiter. Da sie gewohnt waren, Feldfrüchte anzubauen, hatte man ihnen von der Gemeinde kleine Ackerparzellen zugewiesen, die gemeinhin als „Flüchtlingsgarten“ bekannt wurden. Jede Familie konnte so eine kleine Anbaufläche bewirtschaften und nach kurzer Zeit staunten die einheimischen Dorfbewohner über die ihnen unbekannt Vielfalt von Gemüse, die in diesen Minigärten wuchs. Zum ersten Mal sahen wir Kürbisse, Paprikaschoten, Peperoni und weitere exotische Gewächse, die sich prächtig entwickelten.

Mit diesen für uns neuen Gemüsesorten sind natürlich auch Koch- und Einmachrezepte bekannt geworden, die die interessierten der einheimischen Frauen gerne übernahmen und damit unseren Speiseplan bereicherten. Süßsauer eingeweckte Kürbisse, Pusstasalat und gefüllte Paprikaschoten kamen auch bei uns auf den Tisch und wurden meist gern gegessen, wobei unsere Mutter und auch ich sich sehr darüber freuten, während Großmutter und die restliche Familie eher skeptisch waren.

Neben neuen Gemüsesorten wurden auch für uns neue Wurstsorten bekannt. Im Garten unseres Nachbarn hatten einige Flüchtlinge aus der Batschka ein Räucherhäuschen gebaut in dem sie Schinken und Paprikawürste von Schweinen räucherten, die sie zunächst von den einheimischen Bauern abgekauft hatten. Später konnten sie sich auch selbst Schweine halten, als sie die nötigen Ställe bauen durften. Die Paprikawürste waren wohl scharf aber für mich eine echte Bereicherung unseres eigenen Wurstangebots. Das Interesse und die Lust auf fremdes Essen war somit geboren und wurde im späteren Leben immer weiterentwickelt.

Die Dorfgemeinschaft in der Nachkriegszeit war also durch die Flüchtlinge erweitert und bereichert worden, wie das in Friedenszeiten wohl kaum möglich gewesen wäre, eine trotz der schrecklichen Geschehnisse während des Krieges positive Bilanz.